Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 60. Bromberg, den 8. Juli 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIV.

Mit weitoffenen Augen lag Irmgard Hasselrode auf ihrem spitzenbesetzten Lager und starrte hinein in die Dunkelheit ...

Noch einmal zogen wie ein wirrer Traum die Ereignisse des letzten Tages an ihr vorbei:

Wie sie vor ihrem Brautkleid gestanden und sich mit stiller Glückseligkeit in den nächsten Tag, der sie für immer mit dem geliebten Manne vereinigen sollte, hineingeträumt ... wie jener schreckliche Mensch bei Salomea Alsen ihren Vater verdächtigte und sie zum Justizpalast getrieben, um Gewißheit zu erlangen ... wie sie das richtige Dokument in den Händen gehalten und geglaubt, in den Erdboden sinken zu müssen vor Scham und Entsetzen ... wie sie ihrem Verlobten gesagt, sie könne sich nicht entschließen, den kranken Vater zu verlassen und auf Lösung ihres ihm gegebenen Eheversprechens gedrungen ..., wie Heinz tiefverletzt gegangen, am Abend sie jedoch nochmals unter vier Augen gefragt, ob sie bei ihrem wahnwitzigen Entschluß bliebe oder ob das Ganze nur eine krankhafte Laune gewesen, entsprungen einem überreizten Frauenhirn ... wie auch der Vater nochmals in sie gedrungen und ihr Vorwürfe gemacht ... wie sie trotzdem festgeblieben, ungeachtet des heißen Kampfes mit ihrem eigenen Herzen, und die nötigen Schritte getan zum Abbestellen sämtlicher Festlichkeiten und Formalitäten ...!

Ein tiefer, banger Seufzer entrang sich Irmgards Brust.

Ach, wäre es nicht besser für sie, sie wäre tot, als weiter zu leben nach dem heutigen Tage? Was konnte das Leben ihr noch bringen?

Sie stand auf und öffnete das Fenster.

Draußen stand die schwarze Nacht, mit hungrigen Augen hereinglotzend, jeden Augenblick bereit, hervorzustürzen und Glück und Frieden, Leben und Wohlstand der Bewohner der Villa Hasselrode in ihre weitklaffenden Fittiche zu nehmen und zu erdrosseln.

Irmgard schauerte zusammen.

Zitternd kroch sie wieder unter die blauseidene Decke und verbarg den Kopf in den Spitzen. Sie wollte nicht mehr denken, nein — nein! Ach, schlafen, schlafen — hinüber in ein besseres Leben, wo es keinen Verrat und keine Sünde gab! Und kein Herzeleid und keine todesbange Verzweiflung!

Ach, sterben können! Sterben!!

So dachte Irmgard in der Nacht. Am nächsten Morgen jedoch siegte ihre gesunde Natur. Ihre Energie war wieder erwacht.

Ihr eigenes Glück gab sie verloren. Ihr ganzes Sinnen war jetzt nur noch auf den Vater gerichtet — auf den bleichen welken Greis mit dem rührend hilflosen Blick, an dem sie — sie fühlte es deutlich — trotz seiner schweren Schuld mit aufopfernder Kindesliebe hing.

Wie, wenn jener schreckliche Mensch seine Drohung wahr machte und Anzeige gegen den Vater erstattete? Ob er überhaupt bereits von dem Testament wußte? Oder ob das alles nur leere Drohungen waren? Wenn der arme kranke Vater wirklich hingeschleppt würde auf die Anklagebank? Wenn —

Weiter wagte Irmgard nicht zu denken. Es war zu entsetzlich. Was tun? Was tun? ...

Ihr erster Gedanke heute früh war gewesen, mit Onkel Bruno zu sprechen, ihm ihre Empörung ins Gesicht zu schleudern. Doch der blieb für jedermann unsichtbar — auch für seine Nichte, obgleich er doch von all dem Vorgefallenen Kenntnis haben mußte. So galt es also, allein zu handeln.

Sie beorderte ihr Auto und fuhr zuerst zu Dr. Hartung, dem alten Hausarzt der Familie Hasselrode.

Als sie eine Viertelstunde später das Sprechzimmer des Arztes wieder verließ, war sie sich völlig klar über den Zustand ihres Vaters.

Sie erschien ganz ruhig, unnatürlich ruhig, als sie dem Chauffeur zurief:

„Brunnenstraße Nr. 45!"

Diesmal hatte sie vor dem einfachen Miethause nicht Spießruten zu laufen zwischen zwei Reihen gaffender Kinder.

Diese dunkelgekleidete blasse Frau mit dem gesenkten Kopf und dem müden Gang glich schon eher den Gestalten, die man in dieser ärmlichen Gegend zu sehen gewohnt war, als das strahlende Glückskind von damals, das, gehüllt in weiße Spitzenwolken, hoch erhobenen Hauptes und lachenden Blicks aus dem Auto sprang, gefolgt von dem reichgallonierten Diener mit dem Arm voll Paketen.

Unbehindert schritt sie die vier Treppen hinauf und läutete.

Wie damals öffnete die rundäugige Minna. Wie damals wurde sie in den Salon gewiesen.

Ihr Herz hämmerte zum Zerspringen. In einem Anfall von Schwäche sank sie auf das altmodische Sofa. Sie fühlte, es war zu viel für sie, was sie gestern und heute durchgemacht — genug, um ein ganzes Menschenleben mit Trauer und Leid zu füllen.

Sie drückte beide Hände an die wild pochenden Schläfen. O, wie ihr Kopf schmerzte! Wie alles in ihr und um sie her dunkel war!

Nicht hörte sie, wie die Tür sich öffnete.

Bis plötzlich jemand ihren Namen rief.

„Irmgard!"

Lautlos sank sie in Salomeas weitgeöffnete Arme, die sich fest, fest um die bebende Gestalt schlossen.

„Meine teure Irmgard! Wie lieb ich dich habe!"

Irmgard atmete schwer. Krampfhaft umschlang sie Salomeas Hals.

„Salomea —" stammelte sie angstvoll — „weißt du denn — —?"

„Ich weiß nichts, Liebste. Aber ich kann es mir denken. Ich habe es längst geahnt —"

Irmgards Hände sanken herab.

„Mein Gott! Mein Gott!" schrie sie verzweifelt auf. „Du wirst dein Recht suchen und meinen Vater der Schande preisgeben. O, Salomea, Salomea! Schone meinen alten Vater! Er hat ohnehin nicht mehr lange zu leben. Ich komme soeben von seinem Arzt. Wenn er tot ist, mach mit mir, was du willst! Aber schone meinen armen, alten Vater!"

In leidenschaftlicher Erregung, sich überstürzend rangen die Worte sich von Irmgards Lippen.

Ein paarmal wollte Salomea sie unterbrechen. Vergebens! Bis sie endlich mit sanftem Druck Irmgards flehend emporgehobene Hände faßte und das an allen Gliedern bebende junge Geschöpf zu sich heranzog.

„Beruhige dich, Liebste! Ich werde nichts gegen deinen Vater unternehmen!"

„Du — du — —" stammelte Irmgard fassungslos — „wirklich? ... Du willst nicht — nicht — —"

„Ich werde nichts gegen deinen Vater unternehmen," wiederholte Salomea mit feierlichem Ernst. Um deinetwillen!"

„Aaa—h!"

Tief atmete Irmgard auf. Ihr war, als ob ihre Brust sich plötzlich weitete.

Hastig wischte sie sich die Tränen aus den Augen. Ein unendlich rührendes Lächeln umspielte ihre schmerzvoll verzogenen Lippen.

„Dank, Salomea! Dank!" lispelte sie, Salomeas Hand an ihre Brust pressend. „O, wie ich mich geängstigt habe! ... Er ist ja doch mein Vater! Für ihn habe ich alles hingegeben, selbst — mein Glück."

Fester schloß Salomea die Freundin in die Arme.

„Irmgard —" forschend schaute sie in das totenblasse, so seltsam starre Antlitz da vor ihr — „Irmgard! Heute soll deine Vermählung stattfinden."

„Vorbei!" hauchte das Mädchen schmerzlich. „Alles — alles — vorbei!"

Ein tiefes, heiliges Mitleiden erfaßte Salomea mit dem jungen Geschöpf, das durch einen einzigen Schicksalsschlag so völlig zu Boden geschmettert worden war. Liebevoll, mit mütterlicher Zärtlichkeit schlang sie den Arm um sie und geleitete sie zum Sofa, sich neben sie setzend.

„Du bist nicht viel jünger als ich, Liebling — kaum drei Jahre. Aber sieh — ich bin Mutter und habe viel, viel im Leben durchgemacht! An Erfahrung bin ich alt gegen dich!" versuchte sie mit ihrer tiefen, wohltönenden Stimme zu trösten. „Du hast früh deine Mutter verloren; du hast niemand, dem du dein Herz ausschütten kannst. Sieh heute in mir deine Mutter! Vertraue mir, wie meine Kinder mir vertrauen, wenn irgend etwas ihre kleinen Herzen drückt! ... Komm, leg' dich nieder! Ruhe ein wenig! Du siehst aus, als hättest du die ganze Nacht kein Auge zugetan ... Und dann — wenn du geschlafen hast — dann erzählst du mir ... alles, wie ein Kind der Mutter alles erzählt ... Nicht wahr, es tut gut, ein wenig liegen? ... Jetzt wirst du schon viel ruhiger, mein Kind! ... Nur ruhig ... ganz ruhig! ... So ist es recht — —"

So, Irmgards fieberheiße Hände fest in ihren kräftigen, kühlen Händen haltend, hie und da leise, beruhigende Worte flüsternd — so suchte die edle Frau die arme, zarte Mädchenblume, die, im hellsten Sonnenschein aufgewachsen, vom ersten Lebenssturm so grausam mitgenommen worden war, wieder aufzurichten ...

Und es gelang ihr.

Zuerst zuckten Irmgards Finger noch in den sie umklammernden Händen, wie ein gefangenes Vögelchen. Dann überließen sie sich willig dem sanften Druck.

Träne auf Träne sickerte unter den geschlossenen Lidern hervor. Die gespannten Züge nahmen einen weicheren Ausdruck an.

Ruhig ging der Atem — immer ruhiger. Bis erquickender Schlaf sich herabsenkte auf die müden Lider — —

Als Kurt nach ein paar Stunden aus seinem Atelier nach Hause kam, wurde er von seiner Frau mit einer stummberedten Geste bedeutet, im anderen Zimmer zu bleiben. Gert und Ilse, die neugierig die Köpfchen zur Tür hereinsteckten, erhielten dasselbe Zeichen — — —

So saß Salomea mit rührender Geduld am Lager der Freundin, jeden Atemzug bewachend, lange — lange — —

XV.

Heinz Lingstedt befand sich in einem ganz seltsamen Gemütszustand.

Der Schlag war zu plötzlich gekommen. Ihm war, als hätte sich ihm unversehens ein Riesenungeheuer genaht, mit knöchernen Armen das Glück, das er schon festzuhalten gewähnt, ihm wieder entreißend.

Zuerst hatte er an eine krankhafte Fieberlaune seiner Braut gedacht, als sie so unvermittelt die Verlobung auflöste. Als sie jedoch mit scheinbarer Ruhe bei ihrem Entschluß blieb — da sah er doch, daß ein ganz besonderes Ereignis eingetreten sein mußte, das Irmgards ganzes Denken und Wollen beeinflußte.

Aber was? Was?! ....

Er hatte geglaubt, seine Braut zu kennen bis auf den Goldgrund ihrer herrlichen Seele, hatte sich eins mit ihr geglaubt in allen Gedanken und Empfindungen — und nun sollte sich plötzlich ein Hindernis zwischen ihre Herzen schieben, groß und mächtig genug, um sie für immer zu trennen?

Nein, nein — unmöglich!

Der junge Staatsanwalt, der sonst ganz aufging in seinem Beruf, hatte plötzlich gar kein Interesse mehr für die von ihm vertretenen „Fälle". Beständig grübelte er über seinen eigenen „Fall" nach, der ihm sein Lebensglück geraubt hatte.

Wenn er Irmgard nur hätte sprechen können! Nur ein einziges Mal und nur ein paar Worte! Aber bei seinem Besuch in der Villa Hasselrode war ihm so unzweideutig mitgeteilt worden, die gnädige Baronesse wäre nicht zu sprechen, daß ihm sein Stolz eine weitere Annäherung verbot. Selbst schriftlich.

So grübelte und grübelte er, was der Grund sein könnte, daß Irmgard so kurz vor der Vermählung anderen Sinnes geworden war.

Bis ein geringfügiger Umstand ihn auf die richtige Fährte brachte.

Er begegnete auf der Straße jener Frau Salomea Alsen. Und wie eine Erleuchtung kam es plötzlich über ihn.

Daß er daran nicht gleich gedacht! Diese Salomea Alsen und alles, was Irmgard ihm im Zusammenhang mit ihr erzählt, hatte er in seinem Glückstaumel ganz vergessen.

Ja, ja! Nur das konnte das unbekannte Hindernis sein, das ihn von seiner Braut trennte! Er kannte Irmgard und ihre Feinfühligkeit und Selbstlosigkeit gut genug, um zu wissen, daß sie sich lieber selber opfern, als ein Unrecht gutheißen würde. Und er beschloß, sich morgen schon auf dem Gericht nach dem Testament des verstorbenen Baron Udo v. Hasselrode umzusehen. Dann würde sich ja zeigen, ob er auf der richtigen Fährte war. Dann konnte, dann mußte er sogar die Sache in die Hand nehmen! So — oder so!

— — — — — — — — — —

Inzwischen schlich Bruno Hasselrode finster brütend herum wie ein böser Geist.

Nicht etwa, daß er Gewissensbisse empfand. Angst war es, die ihn quälte, — brutale Angst.

Irmgards unmotivierte Aufhebung ihrer Verlobung hatte ihn zuerst verblüfft. Dann erschreckt. Sollte sie etwas ahnen? ... Aber nein, nein; woher denn? ... Er hätte sie fragen können; aber — er fürchtete sich vor ihrer Antwort.

Und was Bruno v. Hasselrode am meisten beunruhigte, war der zurückgewiesene Bräutigam. Staatsanwalt! Staatsanwalt! Daß das Mädel sich auch gerade mit einem „Staatsanwalt" verloben hatte müssen! Der würde gewiß die Blamage nicht auf sich sitzen lassen. Er würde mit dem den Juristen eigenen Spürsinn und harter Zähigkeit so lange herumspionieren, bis er allerhand herausgetüftelt hatte.

Und dann? Dann?!

Eiskalt überlief es Bruno v. Hasselrode. Er zog den kleinen Spiegel aus der Tasche und studierte sein Züge.

Zum Kuckuck auch! Was für ein unheimlich erdfahles Gesicht ihm da entgegengrinste! ... Und wie nervös es zuckte in den gespannten Zügen! ... Verflixt! Schnell her mit der Maske hochmütiger Gelassenheit! Schnell, schnell! ....

Doch merkwürdig — heute wollte es dem Manne nicht gelingen, seine Züge zu glätten!

Scheu schlich er die Halle entlang, um sich nach dem Eßzimmer zu begeben.

Die Mahlzeiten waren für ihn stets eine Qual. Irmgards traurige, vorwurfsvolle Augen ärgerten ihn. Er hatte die Empfindung, als durchschauten sie ihn und drängen bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele ...

Da sah er den Diener mit einer silbernen Platte, auf der eine Anzahl Briefe lag, an sich vorbeieilen. Er nahm ihm die Briefe ab, um rasch einen Blick darauf zu werfen.

Obenauf lag ein an Irmgard gerichtetes Schreiben. Bruno blickte näher hin. War das nicht die Handschrift des abgedankten Bräutigams? ... Natürlich — nur der „Staatsanwalt" schrieb eine solch kräftige, unverschämt klare Hand!

Bruno drehte den Brief hin und her. Er brannte ihm förmlich unter den Fingern.

Was konnte dieser Mann seiner verflossenen Braut noch zu schreiben haben, nachdem er zweimal abgewiesen worden war? ... Etwas ganz besonderes mußte es sein!

Und plötzlich überlief es Bruno Hasselrode eiskalt. Verflucht nochmal — es wird doch nicht — —

Ohne sich noch länger zu besinnen, kehrte er in sein Zimmer zurück und öffnete den Umschlag — vorsichtig und mit großem Geschick, das bewies, daß diese Beschäftigung ihm nicht ganz unbekannt war.

Er entfaltete den Brief und las:

„Meine teure, inniggeliebte Braut!

Ja — meine Braut! Trotzdem Du unser Verlöbnis brachst — ich betrachte Dich weiter als meine Braut. Ich gestehe es offen: zuerst war ich empört, zornig, ja, von bösen Gedanken gegen Dich erfüllt; Du hattest mich zu tief gekränkt.

Aber bald schwanden all diese falschen Empfindungen. Denn — ich glaube jetzt den Grund, der Dich zu jenem übereilten Schritt trieb, zu kennen.

Irmgard! Ich habe Einsicht in das Testament Deines Großvaters genommen! Jetzt weißt Du es!

Für mich macht dies keinen Unterschied; mögen die Folgen sein, wie sie wollen. Was könnte je zwischen uns treten, das uns und unsere Herzen trennte, Du mein Alles auf der Welt! Du bist meine Braut und bald, sehr bald meine Frau. Ich schwöre es Dir!

Wann darf ich kommen? Nur eine Zeile

Deinem bis in den Tod getreuen Heinz."

Kaum vermochte Bruno den Brief zu Ende zu lesen. Seine Pupillen erweiterten sich. Wie im Fieberfrost klapperten seine Zähne aneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Das Café.

Von Mario Borelli. — Deutsch von Ida Sorter-Wien.

Es war ein Sommerabend und neun Uhr.

Die Via Lorenzo, die nicht zu den belebten Straßen der Stadt gehörte, schien beinahe ausgestorben.

Orrigio Caidi schlenderte langsam, die Zigarette im Munde, einher, um noch ein wenig Luft zu schöpfen. Er kam aus seinem Klub.

In diesem Augenblick bog gerade an der anderen Straßenseite Milla Granda, de Choristin, um die Ecke. Hinter ihr drein, eiligen Schrittes, ein junger, nachläßig gekleideter Mann, der sie zu verfolgen schien. In aufdringlicher Weise starrte er dem jungen Mädchen ins Gesicht und flüsterte ihm zudringliche Worte ins Ohr.

Milla Granda, die kleine Choristin, beschleunigte ihre Schritte, aber der Verfolger wich ihr nicht von den Fersen.

Orrigio Caidi, der elegante Flaneur, wurde jetzt auf diese kleine Straßenszene aufmerksam. Rasch begriff er die Situation, und mit wenigen Schritten hatte er die Straße übersetzt und war an der Seite des jungen Mädchens, das leise zu schluchzen begonnen hatte.

„Verzeihung, Signorina", sagte Orrigio Caidi, „aber wie mir scheinen will, belästigt Sie jener Mann."

„O," stammelte Milla Granda, „er verfolgt mich schon seit langem. Bitte, bitte, schicken Sie ihn doch fort."

Orrigio Caidi begann mit einem vielsagenden Blick auf den Verfolger sein Spazierstöckchen zu schwingen; der schien den Sinn der Gebärde auch völlig zu erfassen, denn mit einem wütenden Blick auf den so plötzlich erstandenen Schutzgeist Milla Grandas entfernte er sich pfeifend.

Als er außer Sehweite war, atmete das junge Mädchen erleichtert auf, um aber dann aufs neue in heftiges Schluchzen auszubrechen. Sie lehnte sich gegen eine Mauer und weinte so jämmerlich, daß Orrigio Caidi ganz hilflos dastand und nicht wußte, was mit diesem Häuflein menschlichen Elends zu beginnen sei.

„Kommen Sie, kleines Mädchen", sagte er endlich, während er sanft die Hand Milla Grandas streichelte, „es hat ja keinen Sinn, hier zu stehen und zu weinen. Soll ich einen Wagen holen und Sie nach Hause fahren lassen?"

Aber Milla Granda begann bei diesen Worten Orrigio Caidis noch stärker zu weinen, und sich vor Kummer schüttelnd, stieß sie hervor: „Ich . . . ich . . . habe . . . kein Zuhause."

„Guter Gott!" rief Caidi in tiefem Mitgefühl. Dann ergriff er rasch entschlossen den Arm des jungen Mädchens und schritt mit ihr die Straße entlang. Milla Granda folgte ihm wie willenlos.

„Sind Sie vielleicht . . . hm . . . hm, hm . . ., würden Sie jetzt vielleicht gern etwas essen?" fragte der junge Mann, während sein Blick teilnahmsvoll das blasse Gesicht seiner Begleiterin streifte.

Aber wieder begann das junge Mädchen statt jeder Antwort zu schluchzen.

„Nun still, still, kleines Mädchen!" sagte Orrigio Caidi entschlossen, „wir wollen jetzt etwas essen! Dann werden sich sicher auch Ihre Nerven wieder beruhigen. Nein, nein, ich dulde keinen Widerspruch."

Orrigio Caidi blieb vor einem kleinen stillen Café stehen. Aber Milla Granda zögerte und zog ihren Begleiter am Arm weiter.

„Ich . . . ich . . . habe gerade gegen dieses Café eine Abneigung", stammelte sie. „Bestehen Sie darauf, Signor, gerade hier einzutreten?"

„Nicht im mindesten", lächelte Orrigio belustigt und ging an der Seite seiner Begleiterin weiter.

In der nächsten Straße blieb Milla Granda vor einem ziemlich großen, ganz modern und elegant ausgestatteten Café stehen und sah Caidi fragend an. Er nickte zustimmend.

Das Paar trat ein, fand in einer bequemen Nische Platz, und Caidi begann, die Speisekarte zu studieren.

„Worauf hätten Sie denn Lust, Signorita?" fragte er dann liebenswürdig

Milla Granda, die Choristin, sah ihn aus weitgeöffneten, melancholisch blickenden, blauen Augen an.

„Ich werde essen, was Sie mir geben lassen", stieß sie mit müder Stimme hervor. „Ich habe heute noch keinen Bissen zu mir genommen."

„Nun also, so will ich für Sie die Wahl treffen. In erster Linie ein wenig Wein, um die Lebensgeister wieder zu wecken."

Milla Granda sah ihn ein wenig erschrocken und mit einem kleinen, unwilligen Runzeln der Brauen an. Es war offensichtlich, daß ihr der Gedanke, trinken zu sollen, gar nicht gefiel.

„Nun, nun, nicht so böse dreinblicken", scherzte der junge Mann. „Ich glaube, ein Fläschchen guten, alten Weines wird Ihnen sehr wohl bekommen."

Als der Kellner einige Schüsseln appetitlicher Speisen und eine Flasche köstlichen alten Weines auf den Tisch gestellt hatte, nötigte Orrigio Caidi seinen Gast, beherzt zuzugreifen. Und während Milla Granda endlich Mut zu gewinnen schien und erst schüchtern, dann mit immer größerem Behagen sich der Mahlzeit widmete, saß der Mann schweigend da und betrachtete das junge Geschöpf.

Sie war sicher eine Schönheit mit ihrer edelgeformten Nase, ihren zartgerundeten Wangen und den tiefen Augen. Doppelt beklagenswert, daß solch ein armes kleines Ding, das dem Aussehen nach ganz gut eine Prinzessin hätte sein können, solchem Elend ausgesetzt war.

Und endlich, wie als Schlußfolgerung seiner stillen Betrachtung, sagte Orrigio Caidi teilnahmsvoll: „Nun erzählen Sie mir alles über sich, kleines Mädchen."

Milla Granda schwieg einen Augenblick, während ihre Finger sich nervös bebend ineinander verkrampften.

Dann begann sie, mit tiefer Bitterkeit gegen das grausame Schicksal, ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Es war eine der ganz gewöhnlichen Geschichten, die in größeren Städten sich alltäglich mehrere Male zu ereignen pflegen. Als Waise, ohne jedes Vermögen in ihrem Provinzstädtchen zurückgeblieben, war Milla in die große Stadt übergesiedelt, um Arbeit zu suchen. Aber da sie keinen Beruf erlernt hatte und auch kein Geld besaß, um damit ein Geschäft beginnen zu können, hatte sie den Weg eingeschlagen, den so viele verblendete Mädchen für den zum Glück halten: sie hatte sich dem Theater zugewendet, da sie sich einredete, eine gute Stimme zu besitzen.

Aber der Traum, eine Diva zu werden, war bald ausgeträumt gewesen, denn nach einer Woche, in der Milla Granda als Choristin die Bühne hatte betreten dürfen, hatte man ihr bedeutet, daß ihre Stimme sogar für diese untergeordnete Leistung nicht ausreiche.

Und nun hatte der Leidensweg der Suche nach Arbeit und Verdienst begonnen. Jede Arbeit, wenn sie nur ehrlich war, wäre ihr recht gewesen, aber überall, wohin Milla Granda, die gewesene Choristin, nur hinkam, wurde ihr bedauernd erwidert, man benötige vorderhand keine neuen Arbeitskräfte, werde aber vorkommenden Falles usw.

Die wenigen Groschen, die ihr ihre kurze Künstlerlaufbahn eingebracht hatte, waren ausgegeben, das Zimmer, das billigste, das sie überhaupt hatte auftreiben können, war heute morgen anderweitig vermietet worden, und nach einem letzten, vergeblichen Versuch sich Arbeit zu verschaffen, hatte Milla Granda beschlossen, zu sterben.

„Und da . . . gerade, als ich mit mir einig war, ein Ende zu machen, . . . da kam jener Unverschämte . . . und dann Sie."

Milla Granda hatte wieder heftig zu schluchzen begonnen.

Orrigio Caido war vor Mitgefühl ganz blaß geworden. Seine Finger spielten nervös mit Messer und Gabel, obwohl er nicht einen Bissen gegessen hatte. Daß es solches Elend auf Erden gab!

„Und dann kamen Sie!" begann das junge Weib wieder, und tiefe Dankbarkeit sprach aus ihrer Stimme. „Oh, Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie als Retter begrüßte. Aber nun ist alles noch schlimmer als zuvor. Wenn Sie nicht gekommen wären, wäre jetzt schon alles überstanden und nun muß ich noch einmal durch die Höllenqualen der letzten Stunden gehen. Wären Sie doch nur nicht so gut zu mir gewesen!"

Und ein neuer Tränenstrom folgte diesen Worten Milla Grandas.

Orrigio Caidi war, um die Wahrheit zu sagen, das gerade Gegenstück eines Troubadours aus der alten Zeit. Er war ein großer Gesellschafts- und Sportmensch und hatte sich nie gemeinnützigen, altruistischen Liebhabereien hingegeben. Und doch war er im Grunde seines Herzens ein guter Mensch. Eine ganz selbstlose Neigung war es gewesen, die ihn veranlaßt hatte, diesem jungen Geschöpf beizustehen.

Auch jetzt trieb ihn eine edle Gefühlswallung, als er die Geschichte Milla Grandas gehört hatte, auszurufen:

„Guter Gott, wie können Sie denn von so schrecklichen Dingen reden!“

In hoffnungsloser Verzweiflung zuckte das Mädchen mit den Schultern. „Was bliebe mir denn sonst noch, als zu sterben?“ fragte sie mit verzweifelter Stimme. „Innigen Dank für Ihre Güte, Signor! Sie handelten wirklich sehr edel gegen mich. Aber was nützt mir das? Mein Weg ist mir vorgezeichnet.“ Sie erhob sich, um zu gehen.

„Nein“, rief der Mann in wilder Entschlossenheit, „nein, ich lasse Sie nicht allein gehen. Warten Sie einen Augenblick auf mich. Kellner, meine Rechnung!“

Orrigio Caldi zahlte, gab ein reichliches Trinkgeld und wendete sich dann in tiefer Rührung Milla Granda zu.

„Das hier“, sagte er, während er ein Bündel Banknoten aus seiner Brieftasche nahm und es dem jungen Mädchen diskret in die Hand drückte, das hier ist für Sie.“

„Oh“, rief Milla Granda erstaunt und erfreut über die Dicke des Banknotenpaketes. „Aber . . .“

„Da gibt es kein Aber!“ befahl Orrigio Caldi in strengem Ton. „Das Geld hier wird Ihnen helfen, am Leben und brav zu bleiben und warten zu können, bis Sie eine Ihnen zusagende Beschäftigung gefunden haben. Welch eine schreckliche Welt ist es doch, in der ein junges Geschöpf wie Sie, so verzweifelte Entschlüsse fassen kann. Nein, nein, kein Wort des Dankes, ich will es nicht!“

Das junge Paar war auf die Straße getreten und Milla Grandas Dankesäußerungen wollten noch immer kein Ende nehmen.

„Genug, genug“, sagte Orrigio Caldi, „und nun leben Sie wohl und Gott mit Ihnen!“ Hastig entfernte er sich und sein Gesicht arbeitete, um der ungewohnten Rührung Herr zu werden.

An der nächsten Straßenbiegung blieb er stehen, von einem neuen Einfall ergriffen. Welcher Narr war er doch gewesen, dem Mädchen nicht seine Adresse gegeben zu haben, damit es ihr möglich sei, sich wieder an ihn zu wenden, wenn sie seiner bedurfte. Solch ein armes kleines Ding! Er ging die Straße zurück, um Milla Granda noch zu treffen, aber das junge Mädchen war nicht mehr zu sehen.

— — — — — — — — — — — —

Milla Granda, die Choristin, hatte das Café wieder betreten und sprach nun mit dem Oberkellner.

„Und zwanzig Prozent von dem Wein bekomme ich auch“, sagte sie. „Nein, ich lasse mich auf kein Feilschen ein, Sie Geizhals! Aber, die Wahrheit zu sagen, das war einmal ein ziemlich leichter Fall. Heute schon der Dritte! Welch ein Glückstag!“

„Ja, ja, Signorina“, erwiderte der Oberkellner, während er sich schweren Herzens anschickte, Milla Granda ihren Anteil auszuzahlen, „ja, Sie verstehen wirklich Ihr Geschäft sehr gut.“ („Bohemia“-Prag.)

Hakenkreuz und Kreuz.

Zur Frage des Ursprungs des Hakenkreuzes, das gegenwärtig nicht nur in Deutschland auf den Bannern und Emblemen der Antisemiten prangt, gibt Dr. J. Hundhausen in der „Umschau“, Wochenschrift über Fortschritte in Wissenschaft und Technik, Frankfurt a. M., einen Beitrag. Er lehnt die Ansicht, das Hakenkreuz sei ein spezifisch arisches Zeichen, ab. Vielmehr ist er der Meinung, es sei allen Völkern seit urweltlichen Zeiten bekannt. Seine originäre Verbreitung über den ganzen Erdkreis, führt er aus, ist fast selbstverständlich, wenn man in ihm die einfache und naheliegende Umformung des allgemeinsten Naturornaments, der Schneckenwindung, erkennt. Schneckenhäuschen waren überall und mußten dem Urmenschen, wenn er sie aufbrach, um die Tierchen daraus zu essen, als etwas Besonderes auffallen. Bei den primitiven Einritzungen beobachtet man häufig das Ausrutschen des Schneidinstrumentes, und dies führte bei der ohnehin schwierigen Linienwindung zur eckigen Verzerrung, damit zum Haken. Führte die wirbelige Form der Spirale zur kreuzweisen Abzweigung, so entstand das Gebilde des Hakenkreuzes wie eine Art Überform über die Naturform. Das Spiralornament ist viel angewandt worden, gehört aber doch zu den sterilen Formen, weil ihm die innere Beweglichkeit und damit entsprechende Variabilität fehlt. Das Hakenkreuz ist noch starrer und kommt außer seiner Brechung der Arme in japanischen Ornamenten überall unverändert vor. Es ist geradezu ein Witz der Archäologie, daß kürzlich die dänische Palästina-Expedition in den Räumen der Synagoge von Kapernaum einen Fries mit vier Hakenkreuzen fand.

Fragt man nun, was älter sei, die einfache oder die vielfache Form, das Kreuz oder das Hakenkreuz, so führt merkwürdigerweise das Kreuz nach Mexiko. In dessen Museum finden wir es auf einer Vase aus denkbar grauenhafter Herkunft: Es scheint dort zusammen mit Menschenschädeln in verzerrter Nachbildung und besteht aus zwei übereinandergelegten menschlichen Schenkelknochen mit den beiderseitigen Ansätzen der Gelenkköpfe in der Art des sogenannten Malteserkreuzes. Die Menschenköpfe und die Menschenknochen abgenagt: Das Ornament der Menschenfresser.

Kein Ornament hat einen gleich schrecklichen Ursprung wie das Kreuz und keines auch einen grausigeren Namen. Denn „Kreuz“ — das Wort ist erst im 8. bis 9. Jahrhundert mit der Christianisierung in Deutschland eingeführt worden — kommt vom lateinischen crucem, mit Genuswechsel von crux (ital. croce) und heißt eigentlich dasselbe wie cruor, das ist „geronnenes Blut“. Kreuz heißt also zunächst nicht die aus zwei sich rechtwinklig schneidenden Geraden entstandene Figur, sondern das „Blutholz“. Es war der Marterpfahl, auf den die Opfer gespießt wurden.

Das geometrische Kreuz in T-Form mit oberem Ring kam aber unabhängig schon tausende von Jahren früher vor. Es wurde bei den Ägyptern als „Zeichen des ewigen Lebens“ benannt. In den reichen geometrischen Ornamenten des Islams ist das Kreuz oft zu finden, sogar als Verzierung ganzer Wände.

Daneben hat noch ein Kreuz der Wissenschaft, der Geisteskultur, unschätzbare Dienste geleistet: das schlichte Abscissenkreuz der Mathematik.

Die gefürchteten Zwillinge.

Auch in zivilisierten Ländern pflegt das Erscheinen von Zwillingen in der Regel keine Begeisterungsstürme in der Familie auszulösen. Bei manchen wilden Volksstämmen wird ein solches Ereignis jedoch geradezu als großes Unglück angesehen. So glaubt man in Loango an der afrikanischen Küste, den Zorn der Götter darin zu erkennen, den man dadurch zu beschwichtigen sucht, daß man ihnen die Mutter nebst den Neugeborenen opfert. Die Zwillinge werden sofort nach der Geburt von den Eingeborenen getötet und die Mutter gezwungen, Selbstmord zu begehen. Wenn sie sich dem widersetzt, wird sie in die Wildnis verstoßen. In Old Calaba werden Zwillinge als Ungeheuer angesehen und die Mutter selbst ist die erste, die darauf dringt, daß man sie umbringe. Man pflegt dort die kleinen Geschöpfe in einen Tonkrug zu stecken und sie im Walde auszusetzen. Auch die Apononeger betrachten Zwillingsgeburten als Vorboten von Unglück. Zwar töten sie die Kinder nicht, doch müssen diese mit ihrer Mutter in einer besonderen Hütte wohnen und die anderen Mitglieder des Stammes meiden jedes Zusammentreffen mit ihnen. Erst nach Verlauf von sechs Jahren hält man den Zauber für gebrochen und Mutter und Kinder dürfen zum Stamm zurückkehren. Die Wazramoneger wieder verkaufen ihre Zwillingskinder oder setzen sie im Busch aus, während das Volk der Makalakas nur eines der beiden Geschwister den Haien zur Beute vorwirft. An der Sklavenküste und am Oberlauf des Nil hingegen werden Zwillingsgeburten als großes Glück angesehen und mit Musik und Gelage gefeiert. An der Goldküste werden beide Zwillinge aufgezogen, sofern sie von gleichem Geschlecht sind; sind sie aber von verschiedenem Geschlecht, so wird einer von ihnen getötet. Auch in Amerika herrschen merkwürdige Anschauungen über Zwillingsgeburten. So sehen die Guayana-Indianer ein solches Geschehnis als große Schande an, und die unglückliche Mutter bringt sehr oft selbst eines der Kinder um, um der öffentlichen Verspottung und Auspeitschung zu entgehen. Dieselben Sitten herrschen auch am Orinoco. Bei den peruanischen Antisindianern wird der letztgeborene Zwilling lebendig begraben, weil man ihn für ein „Kind des Teufels“ hält. In Neu-Holland (Australien) wird ebenfalls einer von den Zwillingen dem Tode geweiht, und wenn die Kinder von verschiedenem Geschlecht sind, so ist es der Knabe, der sterben muß. Auch bei den alten Mexikanern wurde von Zwillingen einer sofort nach der Geburt den Götzen geopfert, weil man glaubte, wenn beide am Leben blieben, würde eines der Kinder später seine Eltern töten.

Kleine Rundschau-Ecke

* Lieber Simplizissimus. Die vierjährige Else sagte zu ihrer Mutter: „Mama, wennste mich haust, dann laß ich mich überfahre.“ — „Und dann?“ — „Dann komm ich in den Himmel!“ — „Und dann?“ — „Dann werd ich e Engel!“ — „Und dann?“ — „Dann tu ich donnere!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.